

(Nachdruck verboten.)

71

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Der Lärm war erbarmungswürdig, furchtbar anzuhören; man fürchtete, der Ton würde zu mächtig für den Raum, er müsse die Mauern sprengen. Es gab da hohes und tiefes Getöse, Brüllen und Wimmern der Todesangst; dann trat eine augenblickliche Stille ein und dann kam ein frischer Ausbruch, lauter als je, zu einer betäubenden Höhe anschwellend. Einigen Besuchern wurde es zu viel, die Männer sahen einander an und lachten nervös, die Frauen standen mit verschlungenen Händen, das Blut stieg ihnen ins Gesicht, Tränen traten in ihre Augen.

Indessen arbeiteten die Männer, ohne auf etwas zu achten, auf dem Fußboden weiter. Weder das Gequietsch der Schweine noch die Tränen der Besucher machten auf sie irgend welchen Eindruck. Sie hockten bei den Schweinen und schnitten einem nach dem anderen die Kehle ab. Eine endlose Reihe von Schweinen starb hier zusammen unter Geschrei und fließendem Herzblut, bis zuletzt ein jedes noch einmal aufsprang und mit Geplätscher in einem ungeheuren Kessel voll kochendem Wasser verschwand.

Es wurde alles so geschäftsmäßig gemacht, daß man wie bezaubert zusah; das war Schlachtereier mit Maschinen, mathematisch berechnet, und doch konnte selbst der nüchternste Mensch es nicht unterlassen, an die Schweine zu denken; sie waren so unschuldig, sie kamen so vertrauensvoll und es lag fast etwas Menschliches in ihrem Protest. Und wie die Blutarbeit hier abgetan wurde, in dieser kaltblütigen, unpersonlichen Weise, ohne Vorrede, ohne Entschuldigung, ohne eine Träne! — das machte die Untat schier zu einer Beleidigung. Dann und wann weinte einer der Besucher, aber die Schlachtmaschine ging weiter, ob Besucher da waren oder nicht. Es war wie ein schreckliches, in einer Höhle begangenes Verbrechen, unbeachtet und unbedauert.

Man konnte nicht lange dabei stehen, ohne sentimental zu werden, ohne nach Symbolen und Gleichnissen zu suchen und an das Schweinegequiesch der ganzen Welt zu denken. Ist es erlaubt zu denken, daß es irgend auf der Erde oder über der Erde einen Himmel für Schweine gibt, wo sie getötet für alle Leiden werden? Jedes dieser Schweine war ein eigenartiges Geschöpf, einige waren weiß, andere schwarz; einige braun, andere gefleckt, einige waren alt, andere jung, einige waren lang und schlank, andere geradezu Ungeheuer, und jedes von ihnen besaß eine Individualität für sich. Der Schweinekörper wurde durch eine Maschinerie aus dem Kessel geschaukelt, passierte eine Maschine mit zahlreichen Messern und wurde am anderen Ende herausgeschleudert. Dann wurde er wieder durch eine Maschinerie heraufgezogen und weiter auf die Reise geschickt, zwischen zwei Reihen von Männern hindurch, die auf einer erhöhten Plattform saßen. Und jeder von ihnen berichtete an dem Schwein eine bestimmte Arbeit, wenn es an ihn heranfam. Der eine kratzte die Außenseite eines Beines, der andere die Innenseite. Einer schnitt einmal durch den Hals, ein anderer schnitt den ganzen Kopf ab, der in einem Loch des Fußbodens verschwand. Ein anderer schnitt den Bauch auf, ein Zweiter öffnete den Körper weiter; ein Dritter sägte die Brustknochen durch, ein Vierter löste die Eingeweide, ein Fünfter zog sie heraus; sie fielen ebenfalls durch das Loch im Boden. Da waren Männer, welche die linke Seite kratzten, ander kratzten die rechte, die einen wuschen inwendig, die anderen auswendig. Wenn man den Raum entlang blickte, so sah man eine Reihe schwankender Schweine dahinkriechen. Endlich war ein jedes der Schlachtopfer in den Kälteraum gerollt, wo es vierundzwanzig Stunden blieb und wo ein Fremder sich in einem Walde frirender Schweine verirren konnte. Bevor aber das Schwein dort zugelassen ward, mußte es bei einem Inspektor Revue passieren. Er untersuchte die Drüsen und Tuberkeln. Der Regierungsinspektor sah nicht aus, als ob er sich zu Tode arbeitete, oder als ob er fürchte, das Schwein könnte ihm vor der Untersuchung entweichen. Bist du eine gefellige Natur, so zeigt er sich einer Unterhaltung nicht abgeneigt und erklärt dir freundlich die tödliche Natur

der Tuberkeln im Nacken eines Schweines. Und während er sich so angenehm unterhält, kannst du nicht so undankbar sein zu bemerken, daß er ein Duzend Schweine ununtersucht vorüber läßt. Der Inspektor trägt eine blaue Uniform mit Messingknöpfen und bringt in die Szene eine Atmosphäre von Erhabenheit. Er drückt sozusagen symbolisch den Billigungstempel auf alle Dinge, die bei Durham geschehen.

Jurgis ging mit den Besuchern, verloren in Staunen, und starrte mit offenem Munde alles an. Er hatte in den Wäldern von Litauen selbst Schweine geschlachtet, aber er hätte sich nie träumen lassen, jemals zu erleben, daß hundert Männer ein Schwein schlachten. Es war das für ihn etwas wie ein wundervolles Gedicht. Arglos nahm er alles hin, selbst die verdächtigen Zeichen des Mangels einer tadellofen Reinlichkeit bei den Arbeitern. Ja, er ärgerte sich, als der zynische Jakobus diese Unsauberkeit mit satirischen Bemerkungen hervorhob und etwas von Geheimkammern andeutete, in denen das verdorbene Fleisch chemisch bearbeitet würde.

Die Gesellschaft stieg zum nächsten Stockwerk hinab, wo der Abfall behandelt wird. Dorthin kommen die Eingeweide, um abgekragt und gewaschen zu werden. Männer und Frauen arbeiteten hier in einem erstickenden Gestank, der die Besucher veranlaßte, sich schleunigst zurückzuziehen.

In einen anderen Raum kamen alle Stücke, die „tanked“, d. h. gekocht und zu Schmalz und Seife verarbeitet wurden. Unten trugen sie den Auswurf hinaus; auch hier mochten die Besucher nicht weilen. Wieder an anderen Plätzen waren Männer mit dem Zerhacken der Kadaver beschäftigt, die aus den Kälteräumen herausgekommen. Da waren zuerst die „Zerteiler“, die erfahrensten Männer in der Fabrik, welche 50 Cents in der Stunde verdienten und den ganzen Tag weiter nichts taten, als Schweine in der Mitte durchzuschneiden. Dann waren die „Hacker“ da, Riesen mit Muskeln von Eisen, von denen jeder zwei Gehülfen hatte, um die halbierten Körper vor ihm auf den Tisch zu legen und zu halten, während er den Körper zerhackte. Sein Hackemesser hatte eine zwei Fuß lange Schneide; er machte immer nur einen Schnitt und machte ihn so genau, daß sein Werkzeug niemals durchschlug und beschädigt ward — er wandte gerade so viel Kraft an, wie sie der richtige Schnitt verlangte und nicht mehr. Die einzelnen Stücke glitten dann durch verschiedene Löcher durch den Fußboden, hier die Schinken, dort die Borderteile usw.

Man konnte nun hinunter gehen, um die Bödelzimmer zu sehen, wo die Schinken in Fässer gelegt wurden und die großen Rauchkammern mit den luftdichten Eisentüren waren. Im anderen Zimmer bereiteten sie Salzfleisch. Ganze Keller waren voll davon. In weiten Räumen wurde Fleisch in Röhren und Fässer gepackt und Schinken und Speck in Cellulosepapier gewickelt, versiegelt, gestempelt und eingepackt. Von diesen Zimmern aus gingen Männer mit beladenen Karren nach der Plattform, wo Frachtwagen auf ihre Fracht warteten. Wenn man dort heraus trat, stand man voller Staunen endlich am Grundstock des gewaltigen Gebäudes. Dann überschritt die Gesellschaft die Straße und ging dorthin, wo die Rinder geschlachtet und wo in jeder Stunde vier- oder fünfhundert Stück Vieh in Fleisch verwandelt werden. Im Gegensatz zu der Arbeitsart, die vorher zu betrachten war, wurde hier alles auf einem Flur erledigt und statt der einen Reihe Kadaver, die dort hingen, waren hier fünfzehn oder zwanzig Reihen zu sehen und die Männer gingen von einer zur anderen. Das gab der Szenerie einen intensiv geschäftigen Eindruck, stempelte sie zu einem Bild der menschlichen Kraft, welches wundervoll zu sehen war. Alles geschah in einem großen Raum, wie in einem Amphitheater, mit einer Galerie für die Zuschauer.

An der einen Seite lief ein schmaler Gang entlang, nur wenige Fuß über dem Boden. In diesen Gang wurden die Rinder von Männern mit Stacheln getrieben, welche den Tieren elektrische Schläge versetzten. Einmal drin, waren die Tiere gefangen, jedes in einer besonderen Abteilung, die so eng war, daß sie sich nicht rühren konnten. Und während sie brüllend ausschlugen, erschien vor dem Stall einer der „Schläger“ und wartete auf die Gelegenheit, dem Tiere mit einem Schlaghammer den Todesschlag zu geben. Der Raum dröhnte von der schnellen Folge der dumpfen Schläge und

Dem Stampfen und Ausschlagen der Rinder. — Im Augenblick, da ein Tier fiel, ging der „Schläger“ weiter zu einem anderen, während ein zweiter Mann einen Hebel hob, eine Seite des Abteils öffnete und das Tier, das noch stieß und sich sträubte, aus seinem Totenbette herauszog. Dann legte ein Mann Ketten um das eine Bein, drückte auf einen Hebel, und das Tier hing in der Luft. Es waren fünfzehn bis zwanzig solcher Abteilungen da, und es dauerte nur ein paar Minuten, um fünfzehn bis zwanzig Rinder zu schlagen und aufzuhängen.

Dann wurden die Türen wieder geöffnet und ein anderer Schub kam hinein. So rollte aus den Ställen ein beständiger Strom von Kadavern, die sofort in demselben Raum ausgeschlachtet wurden.

Die Art, wie das gemacht wurde, blieb einem unvergleichlich. Alle arbeiteten mit wütendem Eifer, tatsächlich wie auf der Flucht — mit einer Hast, die mit nichts zu vergleichen ist als mit einem Fußballspiel. Die Arbeit war bis ins Kleinste verteilt, jeder gebrauchte besondere Handgriffe. Gewöhnlich geschah das Zerlegen durch zwei oder drei besondere Schnitte. Ein Mann ging von einem der Körper zum anderen und machte seinen besonderen Schnitt an jedem. Zuerst kam der „Schlächter“, um das Blut abzulassen, er brauchte dazu nur einen schnellen Stich, so schnell, daß man ihn kaum sah, wie ein Blitz. Ehe man recht wußte wie, war der Mann schon an einer anderen Reihe, und ein Strom Blut floß auf auf den Boden, welcher schon einen halben Zoll hoch voll Blut stand, trotz der Anstrengungen einiger Männer, es in Löcher im Fußboden zu schaufeln. Der Boden mußte schlüpfrig sein, aber das merkte man den Arbeitenden nicht an.

Einige Minuten ließ man die Tiere verbluten, aber man verlor damit keine Zeit, denn es hingen viele dort und eins war immer fertig. Es ward dann wieder auf den Boden gelegt, und nun kam der „Obmann“, dessen Aufgabe es war, den Kopf mit zwei oder drei Streichen abzutrennen. Dann kam der „Vorschnneider“, um den ersten Schnitt in das Fell zu machen, ein anderer schnitt weiter, und ein halbes Dutzend mehr gingen an die Arbeit, um das Fell abzuziehen. Als das getan war, wurde der Körper wieder aufgehoben; während ein Mann das Fell mit einem Stecken untersuchte, ob es auch nicht angeschnitten war, ein anderer es aufrollte und durch eins der Fußbodenslöcher steckte, ging des Tieres Reise weiter. Da waren Männer, die es zerschnitten, und Männer, die es zerhackten, und Männer, die es ausweideten und Männer, die es austrachten und inwendig reinigten. Da waren Männer mit Schläuchen, die Strahlen von heißem Wasser auf die Tiere spritzten, andere, welche die Füße abschnitten. Zuletzt wurden die fettigen Stücke, wie bei den Schweinen, in die Kälteräume gebracht, um dort für bestimmte Zeit hängen zu bleiben. Die Besucher wurden dahin mitgenommen. Alles hing ordentlich in Reihen, sichtbar gezeichnet mit dem Stempel des Regierungsinspektors, einiges, das auf besondere Art getötet war, erhielt die Bezeichnung „Koscher“ vom Rabbi.

Dann wurden die Besucher zu den anderen Teilen der Gebäude geführt, um zu sehen, was mit jedem Teilchen des Abfallmaterials, das in den Löchern verschwunden war, gemacht wurde. Sie lernten noch die Pötelräume kennen, die Salzräume, die Büchsenräume, wo ausgewähltes Fleisch für die Eiskeller der Schiffe vorbereitet wurde, dazu bestimmt, in allen Teilen der zivilisierten Welt gegessen zu werden.

Nachher gingen sie hinaus und wanderten in dem Gewirre von Gebäuden umher, in alles das, was für das Werk der gewaltigen Industrieanlage nötig ist, gemacht wird. Es gab kein Ding im Geschäft, das Durham u. Co. nicht selbst anfertigten. Da war eine große Dampfmaschinenanlage und eine elektrische Anlage, da war eine Zafffabrik und eine Kesselreparaturwerkstatt. Da war ein Gebäude, wo Talg zu Seife und Schwabz gefocht ward, und eine Fabrik für Schmalzbüchsen, eine andere für Seifenbüchsen. Da war ein Haus, in welchem Vorriten gereinigt und getrocknet wurden, ein Haus, in dem die Felle getrocknet und gegerbt, ein anderes, wo aus den Knochen Düngemittel bereitet wurden.

Nicht das kleinste Atom der organischen Abfälle ging bei Durham verloren. Aus den Hörnern der Rinder machten sie Kämme, Knöpfe, Haarnadeln und imitiertes Elfenbein; aus den Schienenknochen Messer- und Zahnbürstengriffe sowie Mundstücke für Pfeifen. Aus den Hufen schnitten sie Haarnadeln und Knöpfe, bevor sie zu Leim gekocht wurden. Von den Füßen, Knöcheln, Knochen und Sehnen machten sie die seltsamsten Dinge, wie Gelatine, Hausenblase und Phosphor, Denschwärze, Wachs und Knochenöl. Sie hatten Kräuselwerke für die Rinderschwänze und eine Wollspinnerei

für Schafwolle. Sie machten Pepsin aus den Schweinemagen, Albumin aus dem Blut und Geigensaiten von den übelriechenden Eingeweiden.

Wenn sonst nichts mehr mit einem Dinge zu machen war, wurde es zuerst in eine Tünke getan, alles Fett herausgezogen und zu Dünger zermahlen. Alles das geschah in nebeneinander liegenden Häusern, die alle durch Galerien und Eisenbahnen mit dem Hauptetablissement verbunden waren.

Seit der Gründung der Anlage war nach einer Abschätzung eine viertel Billion Tiere von dem älteren Durham abgeschlachtet und verarbeitet worden. Wenn man dazu die anderen großen Anlagen rechnete, die mit dieser vereinigt waren, so war hier wohl die gewaltigste Vereinigung von Kapital und von Arbeit vorhanden. Durham u. Co. beschäftigten dreißigtausend Mann, geben direkt zweihunderttausend Menschen Arbeit und indirekt einer halben Million. Durham sendet seine Produkte in jedes Land der zivilisierten Welt und fabriziert die Nahrung für nicht weniger als dreihig Millionen Menschen!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Auszug.

Skizze von Paul Alexander.

Das enge, freundliche Stübchen war schon beinahe ganz ausgeräumt. Nur der Waschtisch und die Weststühle standen auf ihren alten Plätzen, und die Gardinen hingen noch am Fenster; dazwischen lagen kleine Pakete und Kleidungsstücke herum. Das Garderobentbrett streckte seine vier leeren, hölzernen Haken wie gierige Zähne hervor, so daß es fast aussah, als habe es Hunger nach neuer Betätigung seines Berufes. Der Kattunvorhang, der es sonst sauber verkleidete, war augenscheinlich beim hastigen Herunternehmen der einzelnen Sachen abgerissen, denn er hing jetzt an einem Faden herab, gleich einer zerschossenen Fahne nach verlorener Schlacht. Die Tür stand offen, und man sah auf der Diele, dicht an die Wand gestellt, damit keiner darüber stolpere, einen gefüllten Eimer, Seifennapf, Besen und Scheuertuch.

Auf einer mächtig großen Kiste, deren Schloß noch offen stand, saß gebückt ein alter, grauhaariger Mann; er hatte soeben seine Kleider und Wäsche sorgsam verstaut, und ruhte nun von der ungewohnten Arbeit, bei der er sich oft hatte bücken müssen, ein Weilchen aus, wuschte sich den Schweiß von der Stirn und atmete stark. Da er aber gerade den Weg zwischen Bett und Fenster verstellte, so stand sein Sohn, der das Rouleau befestigen wollte, ungeduldig vor ihm und sagte nach kurzem Warten:

„So, Vadder, nu laß mich erst mal durch, ich muß ans Fenster.“

Der Alte stand langsam auf und trat einen Schritt seitwärts, um den Sohn vorbei zu lassen. „Kumm!“ sagte er dabei zu einem Hund, der hinter seine Beine geschmiegt, an der Kiste gelegen hatte; es war ein struppiger, alter Pudel, der ihm vor etwa zehn Jahren auf der Straße nachgelaufen war, und den er mitteilidigen Herzens nicht hatte wegzagen mögen.

„Das alte Tier läuft einem auch immer zwischen die Beine!“ sagte der Sohn und trat über das Tier hinweg. Der Alte erwiderte nichts, drückte seine Kiste noch einmal fest zu, drehte den Schlüssel im Schloß herum, und ging, gefolgt von seinem Hund, in Wohnzimmer nebenan, um sich in den alten, bequemen Armstuhl zu setzen.

Als er eintrat hörte er noch die letzten Worte einer Unterhaltung zwischen seiner Schwiegertochter und seiner sechzehnjährigen Enkelin.

„... das kann er Dir nich übel nehmen, Du bist doch in Dienst und nich Herr über Deine Zeit.“

„Wenn Du mich meinst, denn sei man still, mein gute Deern,“ sagte der Alte gutmütig, „ich nehm Dir nig übel.“

„Ach, Vadder,“ rief die Frau, die sich durch seinen Eintritt etwas überumpelt fühlte, „ich mein man, daß Anna sich keine Ungelegenheiten maken soll bei ihrer Herrschaft und alle Augenblick bei Dir anzutrennen kommt.“

„Aee, mein Deern,“ erwiderte der Großvater mit freundlichem Blick seinen Verzug und Liebling, die blonde Anna, ansehend, „das darfst Du ja und janich. Sieh mal, ich hab das da ja gut, Du kannst meinetwegen ganz unbesorgt sein.“

Die Kleine lächelte still und ein ganz klein wenig spöttisch vor sich hin. Dann ging sie ruhig hinaus.

Der alte Mann wollte sich niedersehen, aber die Frau sagte eilig:

„Ja, Vadder, lang Zeit hast Du nu nich mehr, lang aufhalten darfst Du Dich nich; Hejn Kahl wird woll gleich da sein, un denn geht's los. Stell man Deine Sachen all zurecht.“

„Allens in Ordnung, mein gutes Kind. Der Korb ist gepackt und schon zugeschlossen, ich bin soweit fertig; 'n Augenblick will ich mich man noch verpuffen.“

Der Alte sekte sich; die Frau wollte noch etwas dreinreden, fand aber nicht die rechten Worte und wandte daher mißgelaunt der Stube den Rücken. Draußen winkte ihr Mann ihr, in das ausgeräumte Zimmer zu kommen, sie trat näher und sah es sich an.

„Ja,“ sagte sie, „nu haben wi endlich mal 'n Büschen Platz für uns, das war doch all die Jahre 'n Last mit den Alten. Na, nu kommt er ins Stifft, da hat er das gut, und wir können aufatmen.“

„Und die sechshundert Mark, die uns das kost'?“ fragte der Mann dagegen, „und wenn's damit genug wär! — aber der Alte muß noch immer 'n Kleinen Rotschilling von uns kriegen, damit er anständig auskommen kann.“

„Na, da werden wir auch woll 'rüber kommen. Die Hauptsache is, daß wir das Zimmer kriegen. Er wird auch schon so wunderlich, wie so'n Kind, da kann ich mich immer aufpassen. Wenn Leute so alt werden, is das so das beste.“

„Das is das auch,“ entgegnete der Sohn und schlug, auf der Fensterbank stehend, einen Nagel in die Wandbekleidung des Fensters.

Die Stimmen der Weiden drangen, da die Tür nur sorglos angelehnt war, zur Wohnstube hinüber und an die Ohren des alten Mannes; der aber fühlte sich nicht im mindesten dadurch gekränkt. Du lieber Gott, es war ja die lauterste Wahrheit! Er wußte es selber sehr gut, daß er den Seinen zur Last gewesen war, und im ähnlichen Falle hätte er auch genau so gedacht und gesprochen. Seit er sein Handwerk aufgegeben, seine Tischlerwerkstelle wegen Mangels an Kunden und Arbeit geschlossen hatte, lebte er bei seinen Kindern, die ihm gegen Aushändigung seiner mühsam ersparten paar hundert Mark und als Lohn für Verrichtung leichterer Hausarbeit: Kost, Logis und Kleidung gewährt hatten. Was das nicht ewig so dauern würde, hatte er vorausgesehen, und so freute er sich über die Umsicht der jungen Leute, mit der sie alles, was zu seiner Ueberfiedelung ins Stifft gehörte, für ihn besorgten.

„Ich hab' gute Kinder,“ sagte er befriedigt vor sich hin, gewissermaßen als Endresultat seiner stillen Betrachtungen. Eine feiertägliche Stimmung war über ihn gekommen, so eine freudige Erregung; er hatte jeden kleinen und größeren Zwist, den er mit seinem Sohn und seiner Schwiegertochter ausgefochten, vergessen, nur ihre Fürsorge war in seiner Erinnerung geblieben; er wußte, daß er die Seinen in Zukunft nicht allzu oft mehr sehen werde; die Besuche bei ihm würden sehr bald nachlassen, und auch seine Besuche bei ihnen nicht gerade heiß ersehnt werden. Was war aber alles ganz ordnungsgemäß, nur der Lauf der Welt, und bereitete ihm keinen Augenblick Herzweh. Man hatte doch gut für ihn gesorgt, er sah einem friedlichen Lebensabend entgegen, und das war schließlich die Hauptsache.

Während er so vor sich hin träumte, streichelte er unablässig das struppige Fell des Pudels, der sich zu seinen Füßen niedergelassen hatte. Das Tier verstand jeden Blick seines Herrn, er begriff ihn auch ohne viele Worte und kannte jede seiner Stimmungen; so war ihm auch die Aufregung der letzten Tage in die Seele gefahren, und wenn er auch nicht wußte, was da vorgehen sollte, so empfand er doch die Wichtigkeit und Bedeutung des Augenblicks. Er lag ruhig da und sah mit klugen Augen zu seinem Freunde empor, als wolle er ihm sagen, daß unbesümmert um alles, was auch geschehe, es zwischen ihnen beiden beim alten bleibe.

Es klingelte.

„Komm, Badder,“ rief der Sohn gleich darauf ins Zimmer, „Hein Kahl is da und hat Deine Kiste schon runtergebracht, nu komm man, Mod zeh'n müssen wir da sein.“

Der Alte erhob sich, der Hund ebenfalls. Und sie gingen alle die Treppen hinunter, zum Hause hinaus. Hin und wieder wurde auf dem Weg durch die belebten Straßen ein Wort zu Hein hinüber gerufen, der auf dem Fahrbaum die Karre mit der Kiste schob, und manchmal fragte eines der Familienmitglieder, ob der Alte nicht dies oder das etwa habe liegen lassen. Nach kurzem Marsch war das Stifft erreicht, ein großes, ernstes, graues Haus mit gewaltigem Torbogen. Durch den langen, dunkeln Eingang hindurch, in dem einige Ruhebänke standen, sah man in einen freundlichen, sonnenhellen Garten, in dem einige müde Greise langsam auf und nieder schritten und behaglich ihr Pfeifchen schmauchten.

Die Klingel hallte durch die Räume, und der Pförtner trat vor das Tor. Die Begrüßung war kurz und geschäftsmäßig. Die Karre wurde hereingeschoben, und die Kiste den Armen eines kräftigen Hausknechts anvertraut.

„Nummer siebenundneunzig, Karl,“ sagte der Pförtner zu dem Burchen, der mit seiner Last davonging, und fuhr dann, zur Familie gewendet, fort: „Der Mann, der da gewohnt hat, is auch gerade siebenundneunzig Jahre alt geworden; vergangene Woch is er tot geblieben, krank is er gar nicht gewesen.“

Die Ankömmlinge standen in einiger Verlegenheit da; sie wußten nicht recht, was sie nun zu tun oder zu sagen hätten. Aber der Mann mit dem großen Schlüsselbund und der sicheren Amtsmiene machte allem Schwanken bald ein Ende:

„So nu man zu,“ sagte er aufmunternd, „nu sagen Sie sich man adjus, un denn — hier richtete er sich besonders zu dem neuen Insassen des Hauses — dann kommen Sie mit mir auf Ihr Loschich. Ich muß denn auch bald mit Ihnen nach dem Kastellan.“

„Können wir nich mit ihm 'rauf kommen?“ meinte die Frau schüchtern.

„Ne, meine liebe Frau, das geht nich, heut is nich Visiten-tag; aber morgen und denn wieder Sonnabend können Sie zwischen zwei und vier ihn besuchen.“

Nach kurzem Zögern fand man sich ins Unbermeidliche. Der Alte, den eine nervöse Unruhe ergriffen hatte, gab seinem Sohn und seiner Schwiegertochter schnell die Hand, küßte seine Entelin flüchtig auf die Stirn, dann rief er seinem Hunde, der schweißwebed und aufgeregert der Szene zugehört hatte, und folgte dem Führer zur Treppe; der aber machte erstaunt kehrt und sagte:

„Aber sind Sie denn ganz des Teubels, Mann? Den Köter wollen Sie doch nich mitnehmen?“

Der Alte stand wie vom Blitz getroffen still, drehte sich ganz entsetzt zu seinem treuen Tier um, das leise winselte, als ahne es die bevorstehende Trennung, und sah es mit verständnislosem Blick an. Dann stotterte er, sich wieder an den Pförtner wendend, verwirrt:

„Ich dachte, ich könnte ihn mitnehmen — —“ und sah hilflos stehend den Seinen nach, die sich schon auf dem Heimweg befanden.

„Nu halten Sie sich man nich lang damit auf, Mann,“ rief der Pförtner, „das is doch ganz selbstverständlich, daß wir den Hund hier nich brauchen können. Wo sollten wir woll damit hin, wenn hier jeder seinen Hund oder seine Kaze mitbringt, hier is doch kein Tieraspl!“ Und damit trat er zu dem Hund: „Kusch, rut!“ machte er, den Fuß hart aufsetzend, so daß das Tier mit schnellen, unbeholfenen Sätzen zur Seite sprang.

Der alte Mann sah zu seinem Hund hinaus, der in dem leuchtenden Sonnenschein des Sommertages doppelt struppig und häßlich ersah; ein langgedehnter winnerner Ton aus der Kehle des Tieres, das noch immer stand, als warte es auf den Zuruf von seinem Herrn, drang zu ihm. Deutlich sah er den Schmerz in den Augen des Tieres; das stumme Flehen dieses Blickes ließ ein brennendes Gefühl in ihm aufsteigen und schnürte ihm die Kehle zu; heiß trat es ihm in die Augen. Da rief der Pförtner ungeduldig:

„Wird's nu bald?!“

Da wandte er sich der dunkeln Treppe zu. Aber der Hund blieb noch immer stehen und sah den alten Mann müden, langsamen Schrittes entschwinden. —

Kleines feuilleton.

Verheiratete Handwerksknechte. Wie in der Jetztzeit, so wurde auch in der Vergangenheit dem Arbeiter das Alter zum Fluche. Niemand aber empfand dies schärfer als der mittelalterliche Handwerksknecht, weil ihm eine barbarische Handwerksordnung auch noch den Frieden und die Behaglichkeit des eigenen Heimes sperrte. Zwar bot nicht jedes Handwerk seinen Gesellen ein derartig trauriges Geschid. Verheiratete Gesellen finden sich das ganze Mittelalter hindurch bei den Wollenwebern, Tuchmachern, Maurern und Steinmeyer, den Zimmerleuten und den späteren Buchdruckern. Auch das väterhandwerk duldet verheiratete Knechte, z. B. in Frankfurt a. M. Nicht nur verheiratete Gesellen, sondern auch verheiratete Lehrlinge oder solche, die sich während ihrer Lehrzeit verheiratet, kommen bei einigen Handwerken vor. So bei den Dedern in Lübeck, in deren Ordnung es heißt, „wenn der Knecht, der unser Handwerk lernen wollte, eine Frau hätte, die berüchtigt oder wandelbar wäre oder er selbst, der wäre unseres Amtes unwürdig“. Auch bei den württembergischen Maurern und Steinmeyer 1582, „wenn ein Lehrlinge (Steinmeyer) während der Lehrzeit heiratet, so solle er dennoch seine zwei Jahre auslernen“.

Bei anderen Gewerben fiel im Laufe der mittelalterlichen Handwerksentwicklung die ursprüngliche Heiratsperre der Gesellen. Es waren solche, bei welchen schon damals eine eventuelle Selbständigmachung so viel Kapital erforderte, daß nur die wenigsten Gesellen in der Lage waren, eine solche zu erringen, z. B. bei den Gerbern und den Handschuhmachern. Und wo an und für sich die Unmöglichkeit vorlag, daß das Gesellentum sich leicht hin zur Selbständigkeit durchdrang, bedurfte es keiner Heiratsperre mehr. Denn der einzige greifbare Zweck des Heiratsverbotes war doch eben nur der gewesen, die „zum Handwerk geborenen“ Meistersöhne, Meisterswitwen und Töchter vor allzu starker Konkurrenz der Nichtprivilegierten zu schützen oder vielmehr eine solche unmöglich zu machen. Nur deswegen ließen die Zünfte verheiratete Gesellen überhaupt nicht zur Meisterschaft zu, wie sie denn mit raffinierter Geschicklichkeit alles taten, die Zulassung eines vermögenden, aber nicht handwerksberechtigten Gesellen zum Handwerk immer weiter hinauszuschieben. Immer mehr verlängerten sich die Sitzjahre, immer kleiner wurde die Zahl der jährlich zu den Meisterprüfungen zugelassenen Gesellen. So beschränkten in Augsburg 1549 die Goldschmiede die Zahl der Meisterkandidaten auf 12, 1582 auf sechs, von welchen je zwei Goldschmiedsöhne, zwei Augsburger Bürgeröhne und nur zwei fremde Gesellen sein sollten. 1669 sank diese Zahl gar auf vier, und zwar zwei Meistersöhne, ein Bürgersohn, während ein fremder Geselle nur alle drei Jahre an die Reihe kommen sollte. Obendrein wurde bestimmt, daß ein in das Handwerk heiratender Geselle jederzeit vor einem anderen den Vortritt habe. Damit war das Handwerk der Augsburger Goldschmiede für Nichthandwerksangehörige fast vollständig gesperrt. Ungeniert erklärten diesen Zweck auch 1597 die Vorsteher des Handwerks auf die Beschwerde eines immer und immer wieder

zurückgeschobenen Gesellen, „sie wären nicht schuld, daß er zu seinem Unglück sich zu keiner Handwerksgenossin verheiratet habe“. Dieser Geselle hatte nämlich, wie dies früher im Augsburger Goldschmiedegewerbe üblich gewesen, nach seiner Anmeldung zur Prüfung geheiratet. Denn wie die Zünfte keine verheirateten Gesellen duldeten, so duldeten sie auch keinen unverheirateten Meister. Das war dann wieder eine echt liebliche Zwischstufe. War der Geselle verheiratet, wurde er nicht Meister, und war er nicht verheiratet, wurde er auch zurückgewiesen. So waren im Jahre 1550 einem Gesellen die Meisterstücke nicht geprüft worden, weil er noch nicht Hochzeit gemacht hatte. Und die Gesellmeister erklärten auf Beschwerde, daß es ihnen und anderen seiner Zeit auch nicht anders gegangen wäre. 1593 hatten sie aber zum Unglück jenes erwähnten Gesellen auf einmal beschloffen, daß jeder Geselle aller Ansprüche an die Meisterstücke ehelich verpflichtet, ausgenommen natürlich wieder Meistersöhne und Gesellen, die in das Handwerk einheirateten. Durch diese schikanösen Bestimmungen aber trieben die Meister derartig Schindluder mit ihren Gesellen, daß sich endlich 1598 der Augsburger Rat ins Mittel legen mußte und allen Goldschmiedegesellen ohne Ausnahme verbot, sich vor den Meistersünden zu verloben oder zu verheiraten.

Ob selbst vom damaligen Meisterstandpunkte aus das Heiratsverbot der Gesellen politisch klug war, ist mehr wie fraglich. Denn alle Vorteile, die es je den Meistern bringen konnte, mußten reichlich dadurch aufgehoben werden, daß alle mittelalterlichen Gesellschichten sich gleichermaßen in der sozialen Kampfstellung gegenüber der Meisterschaft befanden, ohne daß Alter und Familie einen Bremspunkt für allzustürmisches Vorgehen bildete.

Im Gegenteil, damals waren gerade die älteren Gesellen die Träger der Stürmes- und Kampfstimmung. Sie, die die Enttäuschungs- und Ertragungskraft der Jugend verloren, empfanden am schmerzhaftesten den Druck der Verhältnisse, das eintönige Alltagsleben und die trostlose Leere ihrer Zukunft. Und sie waren weniger willig und fähig wie die Jugend, sich geduldig und widerspruchslos in die meisterliche Wirtschaftsführung in Küche und Haus zu fügen. Der ältere Geselle, einmal zeitweilig angewiesen, seine Beine unter fremden Tisch stecken zu müssen, suchte auf den meisterlichen Gehalt, zumal auf die Küchenführung Einfluß zu gewinnen. Und so kam für ihn zu dem Kriege mit dem Meister auch noch ein solcher mit der Meisterin. Und diese Kämpfe waren ebenso erbittert und folgenschwer wie jene. Des Essens wegen zogen 1476 die Nürnberger Blechschmiedegesellen nach Wunstedel und Dündelsbühl, worauf dieses Handwerk in Nürnberg vollständig zugrunde ging. Der Streit um die Küchenführung im Meisterhause war im 16. Jahrhundert so allgemein, daß 1548 ein Reichsbeschluß herbeigeführt wurde, in dem es hieß, „wir wollen, daß die Handwerksknechte und Gesellen, denen Meistern nicht einbringen, was und wieviel sie ihnen jederzeit zu essen und zu trinken geben, doch daß die Meister ihre Gesellen dermaßen halten, daß sie zu klagen nicht Ursache haben“. — Aber nicht umsonst sagte man im Handwerk überall da, wo die Gesellen an den Tisch des Meisters gesesselt sind, und sagt es wohl auch noch heute: „Gottlob, wieder einmal gefessen und nicht gezant.“

So unerträglich wurde durch das allgemeine Heiratsverbot die Lage der Gesellen, daß selbst die damalige Reichsregierung gezwungen war, gegen dieses vorzugehen. Und so wurde denn 1671 durch Reichsbeschluß verordnet, daß auch verheiratete Gesellen allgemein zur Meisterschaft zugelassen werden sollen, insofern sie ihre gewöhnliche Zeit angestanden. — A. A. d. b.

Aus dem Pflanzenleben.

h. Eigentümliche Vastarde. Wenn eine bestimmte Pflanzenart auf eine andere verwandte Art gepfropft (veredelt) wird, wie zum Beispiel Edelobst auf Wildobst, Edelrosen auf Wildrosen zc., so bildet die Unterlage durchweg nur der Stamm, während das Edelreis sich zur Krone ausbildet. Die etwa an der Unterlage entstehenden Triebe zeigen ausschließlich die Charaktere der entsprechenden Art, während die Triebe des Edelreises nur Eigenschaften dieser Art aufweisen, so ist es in der Regel. Bei solcher Veredelung ist aber auch eine Vermischung der verschiedenen Charaktere der beiden Pflanzenarten möglich, und diese Mischung kann in neuerstehenden Trieben zutage treten. Derartige Triebe weichen im Aussehen sowohl von der Unterlage als auch vom Edelreis ab. Man nennt diese nicht häufigen Erscheinungen Pfropfbastarde. Ein solcher ist vom Goldregen unter dem Namen Laburnum Adami bekannt; er vereinigt die Eigenschaften des gemeinen Goldregens (Laburnum vulgare) und des purpurblütigen Goldregens (Laburnum purpureum). Dieser Pfropfbastard macht nach Mitteilungen in der „Gartenwelt“ einen recht eigenartigen Eindruck. Die Mehrzahl der Blüten hält zwar in ihren Eigenschaften und ihrer Farbe die Mitte zwischen den Blüten des gemeinen und denen des purpurblütigen Goldregens, indem sie nicht so lahl und glatt wie die des purpurblütigen, aber auch nicht so seidenhaarig wie die des gemeinen Goldregens sind und eine aus dem Gelb des gemeinen und dem Purpur des purpurfarbigen Goldregens hervorgegangene schmutzig rosarote Mischung zeigen. Aber man sieht Zweige mit Blütentrauben, an welchen sich neben den Blüten von schmutzig-rosenroter Farbe auch einzelne mit gelber Blumentrone und seiden-

haarigem Kelch, ja neben den gewohnten Blüten solche, welche zur Hälfte dem gemeinen, zur Hälfte dem purpurblütigen oder zu einem Drittel dem purpurfarbigen, zu zwei Dritteln dem gemeinen Goldregen angehören, vorfinden. Mehrere Jahre hindurch entwickelten sich aus einem Stöck dieses Bastards Blüten vom erwähnten Mischschlage, plötzlich aber erschienen Zweige, welche nur Trauben des gemeinen Goldregens und solche, welche nur Trauben des purpurfarbigen Goldregens tragen.

Ein anderer nicht minder interessanter Pfropfbastard befindet sich in einem Garten bei Metz. Es ist ein hundertjähriger Weißelbaum, dessen Krone auf den Stamm eines Weißdornes veredelt worden ist. Knapp unter dem Pfropfling kamen aus der Verbindungsstelle der Unterlage und des Edelreises ganz nebeneinander zwei Aestchen hervor, welche als verschiedene Zwischenformen von Weißel und Weißdorn erschienen, der eine mehr dem Weißdorn, der andere mehr vom Habitus des Weißel. Auf der anderen Seite des Stammes, ebenfalls aus der Verbindungsstelle, trat noch ein dritter Zweig hervor, der sich anfangs von gewöhnlichen Weißdornzweigen kaum unterschied, später aber dem Weißdornähnlichen Bastard so ähnlich wurde, daß ihn von diesem nur seine frühere Blütezeit und seine gänzliche Unfruchtbarkeit unterschied. Von diesen drei Formen, typischen Bastarden mit in verschiedenem Verhältnis gemischten Merkmalen beider Erzeuger, stimmt nun keine mit den bisher beschriebenen geschlechtlichen Bastarden von Weißel und Weißdorn überein. Bei ihrer späteren Entwicklung zeigten diese drei Formen in mehrfacher Hinsicht Rückschläge.

Die physiologische Seite dieser eigenartigen Erscheinungen wird nur bei eingehender Kenntnis der Vererbungsgefesse verständlich. —

Humoristisches.

- Eine feine Sorte. „Sie haben dem Gerichtsvollzieher eine Zigarre angeboten! ... Jedenfalls wollten Sie ihn damit bestechen?“
- „Keine Ahnung! — Rächen wollt' ich mich an ihm!“ —
- Modernes Großstadtkind. Vater (liest in einer kleinen Provinzstadt an einem Hause die Inschrift): „Dies Haus steht in Gottes Hand.“
- Friechen: „Nicht wahr, Papa, hier gibts keine Wach- und Schließgesellschaft?“ —
- Im Gebirge. Tourist: „Ein unerdientes Glück habe ich dieses Jahr mit dem Wetter; jeden Augenblick fängt es an zu regnen, und immer bin ich auch gerade in der Nähe von einem Wirtshaus.“ — („Wegendorfer-Blätter.“)

Notizen.

- Frankreich produziert durchschnittlich 1500 Romane pro Jahr. —
- Die Schöneberger Volkskunstkommission veranstaltet gemeinsam mit dem Verein zur Förderung der Kunst am Sonntag, den 14. Oktober, abends 7 1/2 Uhr, in der Höhenzollernschule in Schöneberg (Eisenacher- und Belzigerstrassen-Ecke) einen Kunstabend, der dem Andenken Henrich Ibsens gewidmet ist. Karten sind in den Schöneberger Buchhandlungen erhältlich. —
- „Die Mutter in der Dichtung“ lautet das Thema eines Rezitationsabends, den Johanna Meyer am 16. Oktober im Architektenhause veranstaltet. —
- Arno Holz und Oskar Jerichke haben ein neues Stück geschrieben, das als eine „Männertömbie“ bezeichnet wird und einen Bankrott behandelt. „Frei“, so soll's betitelt werden. —
- Die Aufführung des Schauspiels „Die Revolution“ von Tetmajer wurde in Krakau und Lemberg polizeilich verboten. —
- „Der Prophet“, eine neue Oper von dem italienischen Komponisten Marco Enrico Bossi, wurde zur Erstaufführung in Deutschland von der Dresdener Hofoper angenommen. —
- An die Spitze der Berliner Kunstgewerbeschule soll ein hervorragender Zeichner des „Simplicissimus“ berufen werden. Die Muder sind schon dabei, Gegenmühen zu legen! —
- „Die Brücke“. Unter diesem Titel hat sich in Dresden eine neue Künstlervereinigung gebildet, die das löbliche, aber wenig aussichtsreiche Bestreben hat, die Klientenwirtschaft zu bekämpfen und die Vermittler im Kunsthandel auszuschalten. —
- Eine neue Insel im Beringsmeer. Ein amerikanisches Blatt meldet, daß im Beringsmeer ein rauchender Steinhafen von 600 Fuß Höhe, zweifellos vulkanischen Ursprungs, aufgetaucht sei — und zwar fast zu derselben Zeit, da das Erdbeben in Chile stattfand. —